

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Mayer, Karls August: Eine Nacht im Walde

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

### Eine Nacht im Walde.

Von Karl August Mayer in Karlsruhe.

I.

#### Vorwort.



Die Einigung des deutschen Vaterlandes unter der schwarz-weiß-roten Fahne und der Kriegsruhm der Jahre 1870/71 sind im Gedächtnisse aller derer, die diese Blätter lesen. Halb vergessen ist aber eine andere große Zeit, deren Augenzeugen meist schon unter dem grünen Rasen schlafen: die Befreiung Deutschlands von demselben Feinde, der 1870 erlag. Im Jahr 1813 haben wir den Raubvogel Napoleon, den Alten, der mitten in unserem Neste saß, weggejagt; im Jahr 1870 haben wir Napoleon den Jüngern im eigenen Neste aufgesucht und auf der Wilhelmshöhe in den Käfig gesteckt. Wir Alten, die wir noch übrig sind aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, können den Jubel der Deutschen aus den Jahren 13 und 70 miteinander vergleichen, und

da müssen wir bekennen, daß im Jahr 13 die Freude noch tiefer und inniger war; denn die Befreiung Deutschlands vom Feinde machte einem Zustande langen, schweren Drucks ein Ende, den wir im Jahre 70, inmitten geordneter Zustände, nicht empfinden konnten. Die Helden damaliger Zeit, diejenigen, die über dem bloßen Versuch, die Ketten zu sprengen, untergegangen waren, wie Schill und Hofer, und noch mehr die, welche die Sache glücklich zu Ende geführt hatten, wie Blücher, der alte Marschall Vorwärts, erfreuten sich außerordentlicher Beliebtheit; ihre Bilden hingen, mit Epheu und Blumen bekränzt, in Hütten und Palästen.

Eine besondere Verehrung widmete man dem Helden und Sänger Theodor Körner, der, zweiundzwanzig Jahre alt, sein Blut für die Befreiung des Vaterlandes hingegen hatte. Eine Locke von seinem Haar würde manches Mädchen mit Gold bezahlt haben — wenn ihr anders noch Gold zur Verfügung stand: denn Deutschland und besonders Preußen war damals bis zur Erschöpfung von den Franzosen ausgezogen.

Was den Namen Körners so vollstimmlich machte war nicht nur das Schicksal dieses Jünglings, sondern auch seine von Kriegslust und Vaterlandsliebe überströmenden, warmherzigen Lieder. Ich nenne hier nur das Gebet während der Schlacht, weil es eine heilige Erinnerung für mich in sich schließt.

Meine Eltern bewohnten eine Eisenhütte in der Wald-einsamkeit des Hunsrücks. Mit fünf Jahren fiel ich, um die Zeit der Befreiungskriege, in eine schwere Krankheit, aus der ich mich nur noch das Eine erinnere, daß meine gute Mutter in der Nacht an meinem Bette saß und mit leiser Stimme das obengenannte Lied sang, aus dem mir noch heute die Worte: „Vater, ich rufe dich!“ in der Seele nachklingen. Sie sang jenes Kriegslied wie ihr eigenes Gebet — sich selbst und mir zur Veruhigung; denn ich fiel nun in einen tiefen Schlaf, der bald zur Genesung führte.

Tag war das Gewitter vorüber und die Sonne wieder. Gegen Mittag trat Herr Meyer schmunzelnd in die Küche, in welcher seine Gattin am Herde beschäftigt war.  
 „Bärchen, ich habe etwas für dich!“  
 „Was denn, Schatz?“  
 „Sieh her! Wir werden wieder Waffeln essen!“ Und er Meyer zog einen in Papier gewickelten langen Enskand hinter seinem Rücken vor.  
 „Ich hab mir's einwickeln lassen; ich, als Stadtrat, ate doch nicht so damit durch die Straßen laufen.“  
 „Ein Waffeleisen?“ rief fröhlich die Frau. „Du Mann! Zeig' her! Ist's ein neues?“  
 „Noch beinahe ganz neu. Ich hab's so eben in der Steigerung erstanden. Ich hab' ein so niederes Gebot gemacht, um 3 Mark, daß Alles gelacht hat, und doch hab' ich mir's gleich zugestanden.“  
 „In der Steigerung?“ sagte Frau Meyer etwas laut. „In welcher Steigerung?“  
 „Ja, in dem allgemeinen Steigerungslokal, das du auch zuweilen besuchst.“  
 „Mit vor Aufregung zitternden Händen riß die Frau den Stadtrat die Papierhülle aus einander. Dann stieß sie einen Schrei aus: „Unglücklicher, das ist ja nur halbes Waffeleisen!“  
 „Was, ein halbes...?“  
 „Ja, ein halbes Waffeleisen. Ich hab's mit der zerbrochenen Hälfte in die Steigerung geschickt, den Arger loszubaden. Du hast dein eigenes Waffeleisen gesteigert!“  
 „Der Meyer machte ein nichts weniger als geistreiches Gesicht: „Drum also haben sie so gelacht!“ seufzte er los. „Frau, gib mir eine Fleischbrühe, mir wird's doch. Kann man mit dem halben Waffeleisen nicht wenigstens halbe Waffeln backen?“  
 „Frau Meyer mußte unwillkürlich lachen: „Nein, ein halbes und keine viertels, hochweiser Herr Stadtrat, aber ganz gehörst du in den Kalender und wenn du sinkende...“  
 „Um Gotteswillen, das wäre schrecklich, Bärchen, bitte dich mit aufgehobenen Händen, halte rein und. Ich will dir ein funkelndes neues Waffeleisen kaufen, und einen neuen Hut, mit toten Vögeln drauf, wie die Frau Bürgermeisterin einen hat.“  
 „Solchen Lockungen konnte die Frau Barbara nicht erliegen, sie versprach feierlich zu schweigen und auch ihren Schwur gehalten, nur ihrer intimsten Freundin, der Frau Stadtrat Elster, hat sie es unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses mitgeteilt.“

#### Unütige Sorge.

Ein Kandidat der Theologie, klein und unansehnlich Gestalt, denn seine Kandidaten-Einkünfte hatten den Luxus einiger Wohlbeleibtheit nicht gestattet, trat ängstlich und mit Herz klopfen die Kanzel, um eine Probepredigt zu halten. „Fürchtet Euch nicht“, rief er, und seine Stimme bebte, — „fürchtet Euch nicht!“ Nachdem er noch ein halbes Wort gesagt, und einmal den Bauern zugerufen hatte, sie sollen sich nicht fürchten, blieb er gründlich steif.  
 „Ja rief ein Bauer aus der Gemeinde: „Mache Sie fort, Herr Pfarrer, wir sind mit so fürchtam, wir fürchten uns mit!“

Als ich heranwuchs, sang ich Körners Pieder, die noch heute in meinem Gedächtnis haften, mit Andacht. Erfüllt von ihrem Geiste fand ich dann als Mann die Stimmung, meine deutsche Geschichte für das deutsche Volk zu schreiben. Dieses Buch verweilt mit Vorliebe bei den Befreiungskriegen und insbesondere bei dem jungen Püßower Theodor Körner, der am 26. August 1813 in einem für sein Korps siegreichen Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgischen fiel. Meine Schrift war noch nicht zur Presse gewandert, als mir die Nachricht zuging, daß ein in der Nähe meiner Heimat wohnender Greis, der 1813 auf Seiten Frankreichs die Waffen hatte führen müssen, sage: Körner sei von seiner Hand gefallen. Ich schrieb an ihn und erhielt von dem Lehrer des Dorfes die Bestätigung. Jener Alte — so hieß es in der Antwort — habe eine ausführliche Beschreibung des von den Püßowern veranstalteten Überfalls bei Gadebusch gelesen und aus den näheren Umständen mit Sicherheit entnommen, daß die unglückliche Kugel aus seinem Gewehr gekommen sei.

Jahrelang trug ich mich mit dem Gedanken, was ein deutscher Patriot empfinden müsse, der das Unglück gehabt habe, einen Nationalhelden, wie Körner — freilich, ohne daß er ihn als solchen erkannt — zu töten. Daraus ist nun die hier folgende Erzählung entstanden.

Der Leser hat dabei Gelegenheit, einen Blick in die Werkstatt zu thun, wo solche Geschichten geschnitten werden. Erst ist es ein rohes Stück Holz, an dem mit Meißel und Feile so lang gearbeitet wird, bis das Bild fertig ist. Möge es den Beifall des Lesers finden!

II.

Die Köhler.

Es war im Sommer 1871, als ich meine Heimat auf dem tauben Hunsrück nach langen Jahren wieder einmal aufsuchte. Das Hüttenwerk, dem mein Vater vorgestanden hatte, war seitdem eingegangen; ich mußte mein Nachtquartier in dem Wirtshause eines nahen Dorfes suchen. Am folgenden Tage durchstreifte ich die nächsten Wälder — die Tummelplätze meiner Kindheit. Sie waren mir beinahe fremd geworden! Prachtige Buchen, in die ich als Knabe meinen Namen geschnitten, waren gefällt worden, dagegen der Niederwald zum Hochwald herangewachsen. Nur die Quarzitefelsen, die wie graue Burgruinen aus der Wildnis emporragten, standen noch, jedem Unwetter trotzend, unverehrt.

Unglücklicher Weise glitt mein Fuß über einer im Laub versteckten Wurzel aus; ich stürzte heftig auf die Hüfte nieder und — vermochte nicht wieder aufzustehen. Mein Ruf verhallte unter den weiten Gallerien der Eichen und Buchen. So lag ich hilflos, und schon breitete der Abend seine schwarzen Flügel über die Gegend, so daß der dunkle Wald noch viel dunkler wurde.

Glücklicher Weise drehte sich der Wind, und plötzlich kam ein essigartiger Geruch, den ich aus alter Erfahrung als von einem Kohlenmeiler ausgehend erkannte, zu mir herüber. Noch einmal schrie ich mit vorgehaltenen Händen und angestrebter Lunge nach jener Richtung, und horch! nun kam ein Ho! ho! als Antwort: „Hierher! zu Hilfe!“ rief ich wieder, und bald sah ich von fern her, zwischen Bäumen und Gebüsch hindurch, bald verdeckt, bald wieder auftauchend, einen Lichtschimmer, der auf- und abschwandelnd, aus einer nahenden Laterne zu kommen schien. Warme Lebensfreude erfüllte meine Brust; ich hätte für dieses trübe Licht den schönsten Stern am Himmel gegeben.

Jetzt tauchte eine riesige schwarze Gestalt aus den Büschen: es war ein Köhler, der weiten, langlam Schrittes nahte. Er führte einen Schürbaum, reichlich so lang als er selber war, in der Rechten; vielleicht weil er dachte, daß er einen Kampf zu bestehen hätte; in seiner Linken schwebte eine Laterne, hinter der träben Gläsern ein kümmerliches Öllämpchen brannte.

„Ich will Sie zu unserem Alten bringen; der Rat für jeden Schaden,“ sagte er, nachdem ich mein Leid geklagt hatte. „Halten Sie das Picht! nehmen Sie auf den Arm. Wir sind in weniger als man eine Pfeife stopft, bei der Hütte.“

Er schwang mich, obgleich ich nicht klein und bin, wie ein Kind auf den linken Arm, ohne viel dem Schmerzensschrei, den ich ausstieß, zu fragen, setzte sich, den Schürbaum wie einen Stoch fühlend in Bewegung. Unterwegs erlosch das Lämpchen. „Geht auch ohne Picht. Ich kenn' den Wald zu meinen Hosenfad,“ sagte der schwarze Riese, indem er zu mir emporlachte, das rothe Zahnfleisch und tadelloses blankes Gebiß zeigte.

Der säuerliche Geruch mehrte sich und bald gemerkt ich auf einem abgerundeten Blage einen dampfenden Meiler von ansehnlicher Größe, in dessen rotglühendem Dualm eine gepeinigste Gestalt hantierte. Es war ein hochgewachsener, etwa sechzehnjähriger Bursche langbeinig wie ein Storch und ebenso schwarz wie ein Träger. Neben dem Meiler stand eine niedrige aus Tannenstämmen und Rajenstücken gerichtete Hütte.

Der Köhler legte mich auf eine Rasenbank vor der Hütte und rief in dieselbe: „Großvater, Alter, komm heraus! Da ist ein fremder Herr, der einen bösen Buben gerichtet hat.“

Es dauerte nicht lange, so trat ein Greis von mächtigem Wuchs, wie die beiden andern, aber ganz von hohem Alter, aus der Hütte. Sein ganzer Anstand aus einem Hemd und einer Hoje. Seine nackten Füße staken in Schlappen aus dickem Leder mit schweren Holzsohlen. Ein weißer, mit Kohlenstaub gemischter Bart floß ihm die Brust hinab und mischte sich daselbst mit dem silbernen Fieß, das das das weit offenstehende Hemd sichtbar war. Sein Haar erhob sich buschartig in wilder Fülle auf seinem Haupte.

„Was giebt's, ihr Buben?“ Der ältere der zwei „Buben“, der riesige Köhler mit dem Schürbaum, der gut fünfzig Jahre zu mochte, während sein Ahn jedenfalls die achtzig überschritten hatte, meldete noch einmal meinen Namen. Ich selbst setzte nur Weniges hinzu, denn mir war elend zu Mute.

Der Alte suchte mich zu beruhigen. „Sie müssen wissen, liebes Herrchen“ — er hatte die verwöhnte Gewohnheit, mich immer Herrchen zu nennen — „ich Peter Dohm, der Walddoktor bin. Ja, wir Köhler immer erst nach dem studierten Herrn der Stadt schicken und warten wollten, bis er in seiner Kutsche in den Wald gefahren kommt, wir Köhler zehnmal zu Grunde gehen — und die Kosten!“

Der Alte wandte sich zu dem sechzehnjährigen Burschen, seinem Urentel: „Allons, Martin, mach die Laterne zurecht; wir müssen scharfes Licht haben. Wechsele die Gläser ab und gieß Öl auf. Und du, Konrad — diese Worte waren an den Riesen, seinen Enkel gerichtet — „hol mir meine Brille, damit ich nach dem Schaden sehen kann.“

Er nahm ruhig seine Pfeife aus der Hosentasche, steckte sie und setzte sie mit einem Köbchen, das von Meister herabgerollt war, und das er glühend es war — in die Hand nahm, in Brand; dann steckte er die altertümliche Hornbrille mit großen runden Brillengläsern auf die mächtige Nase und begann die nicht angenehme Unterjochung meiner Hüfte.

„Oui, oui, c'est ça,“ sagte Dohm, nachdem er einige Pfeife gethan; „der Knochen ist außer der Piatte. In dem gleichen kommt bei uns Waldleuten oft genug vor.“ „Aber es kann geholfen werden, mein Herrchen, und heißt es auch: je baldier, je besser. Allons, Konrad, tapfer an. Ich halte hier — er bezeichnete die Pfeife mit einem tüchtigen Bass aus seiner kurzen Nase — und du ziehst das Bein an, aber kräftig!“

Der Gylfop riß; ich glaubte, ich sollte in zwei Stücke zerbrechen, und stieß einen lauten Schrei aus. Der äußerliche Knochen sprang mit hörbarem Geräusch in Gelenkspfanne zurück.

„So, nun ist es gethan,“ sagte der Alte, und es über sein gefaltetes Gesicht, das sonst einen tiefsten Ausdruck hatte, ein kurzer Freudenstrahl. „Ein Frei und ein Krach, wie beim Bahnausziehen, das die richtige Musik. Aber glaubt nicht!“ — setzte er hinzu, indem er eine neue Wolke aus seinem Maierkopf zog, „daß Ihr nun gleich das Bein gebrauchen könnt. Wir müssen die Nacht durch kalte Umschläge thun. Morgen früh bringt Euch dann mein Martin ein gutes Quartier. Wenn es Euch recht ist, legen wir Euch jetzt auf unsere Schlafbank in die Hütte.“

Ich kannte aus meiner Knabenzeit die Köhlerbütten wohl und wußte, daß sie gewöhnlich starke Benutzung von jenen kleinen Turnern haben, deren Stärke im Springen ist. Ich bat daher, mich auf die Nasenbank vor der Hütte zu legen.

„A la bonne heure!“ sagte der Alte. „Die Nacht ist warm. Ich werd' Euch zum Überfluß mit meinem dreißigjährigen Soldatenmantel zudecken. Da ich die Nacht die Wache bei dem Kohlenhaufen habe, kann Euch bequem die Überschlüge machen, die ich in dem Brunnen dort kühl halte.“

„Welches Glück!“ sagte ich, „daß ich hier im tiefen Wald bei den Köhlern solche Pflege gefunden habe!“

„Ihr müßt wissen, daß ich viele Jahre lang Soldat war und oft in den Spitalern ausgeholfen habe. Aber er werdet hungrig sein, liebes Herrchen. Wir haben heute Abendessen schon hinter uns; doch das hat nichts zu sagen, und es macht keine Umstände, Euch ein paar Nudeln in der heißen Asche zu braten. Martin unser Koch. Weiber giebt es bei uns nicht; die Frauen daheim, um das Haus, das Vieh und das Feld zu besorgen. Höchstens Sonntags kommen sie zu Besuche in den Wald und bringen Proviant.“

Martin hatte bald die Kartoffeln bereitet.

„Es ist mir nur lieb, daß wir heute Butter haben,“ sagte der Alte; den giebt es nicht alle Tage. „Voilà!“ — er hinzu und bot mir die mehligten Knollen, die er mit seinen schwarzen Händen aufgebroschen, mit Butter bestrichen und gesalzen hatte, auf einem halbrothem Teller dar.

„Ganz vortrefflich!“ rief ich, nachdem ich gelöst; „wohlschmeckende Kartoffeln habe ich mein Leben lang nicht gegessen.“

„Ja, ja, die pflanzt meine Enkelin, die versteht es. Ich wollte nur, meine zwei Urenkel, die älteren Brüder Martin, die den Feldzug gegen Frankreich mit-

machen, hätten jetzt von diesen Grundbirnen! Das gefiele ihnen wohl besser als die Erbswurst, die übrigens auch nicht schlecht sein soll. Der eine von ihnen kommt nächstens wieder nach Hause; der andere aber, der Fritz, mein Herzenskind, liegt zu Karlsruhe im Spital. Eine Granate hat ihm das Bein zertrümmert. Wir werden ihn, wenn er mit dem Leben davon kommt, als einen Krüppel wiedersehen. Ach mein guter Fritz!“ seufzte der Alte, indem er sich eine dicke Thräne aus dem Auge wuschte. „Das Bisphen Reichspension wird nicht weit reichen. Aber so lange wir Brot haben, soll es ihm auch nicht fehlen. Nicht wahr, Konrad?“

Der Lange nickte beistimmend. Jetzt brachte Meister Dohm eine Flasche Zwetschgenbranntwein.

„Da, Herrchen!“ sagte er und reichte sie mir, nachdem er einen guten Schluck daraus genommen und sie mit der Hand abgewischt hatte. „Das hält Leib und Seele zusammen.“

Das Feuerwasser des Alten war gar nicht übel. Da Meister Dohm Stand und Namen von mir erfahren hatte und wußte, daß ich nicht zum Forstpersonal gehörte, trug er kein Bedenken, mit schlaudem Lächeln hinzuzufügen: „Wenn Ihr vorige Woche gekommen wäret, so hätten wir Euch ein saftiges Stück Rehbraten vorsehen können. Sehen Sie, liebes Herrchen, das geht so zu: Dort, wo unser Brunnen nach dem Thal niedergeht, wächst reichlich Kresse, wovon die Rebe große Liebhaber sind. Da kommen sie nun, die guten Tierchen und präsentieren sich, als wollten sie sagen: Dohm, hole Deine Flinte unter der Britsche in der Hütte hervor und brenn' uns eins auf! Da thut' ich ihnen den Gefallen — nämlich, wenn die Gegend sauber ist von Grünröcken — und schieße. Puff! da purzelt es zusammen. Was kann ich dafür?“

Auf den Schluck aus der Flasche schloß ich bald, von dem zeretzten Mantel des Alten bedeckt, auf der Moosbank unter dem schönen Sternenhimmel ein.

III.

Kriegsgeschichte n.

Nachdem ich ein Stündchen oder wenig mehr geschlummert hatte, wachte ich auf und sah, wie Meister Dohm beschäftigt war, mit der Schaufel Erde auf einzelne Stellen des Meilers zu werfen. „Wir haben Wind von rechts,“ sagte er, „da muß ich decken: sonst brennt mir der Haufen von dieser Seite zu schnell ab.“

Dann setzte er sich zu mir und stopfte sich wieder seinen Maierkopf mit Kolltabak, den er sich in die Hand geschnitten hatte. Und die Pfeife mir entgegen haltend, sagte er: „Wenn diese nicht wäre, ich wüßte nicht, wie ich leben sollte. Raucht Ihr nicht auch?“

„Ja; aber jetzt hab' ich keine Lust dazu.“

„Das ist kein aufrichtiger Mensch, der nicht raucht. Ihr habt ein Stündchen geschlafen. Wie fühlt Ihr Euch?“

„Niemlich gut.“

„Jetzt wollen wir wieder den Umschlag machen.“

Nachdem er die im Wasser gekühlte Leinwand neu aufgelegt hatte, bat ich ihn, sich in die Hütte zu seinem Enkel und Urenkel zu legen.

„Das geht nicht, mein Herrchen. Erstens hab' ich für Euch zu sorgen, zweitens bin ich auf Wache bei den Kohlen. Tags thun das die zwei Buben, Nachts trifft mich die Reihe. Zum Wachen sind ja die Alten am besten zu brauchen. Ich halt' mein Schläffchen bei Tage, mon cher.“

„Seid Ihr in Frankreich gewesen?“

„Freilich, ich habe noch unter Napoleon, dem

Onkel, d. h. unter dem richtigen Napoleon gedient, zuletzt cent-cinquième régiment, premier bataillon."

Er streifte bei diesen Worten den Hemdärmel auf und wies auf eine tätowierte Zeichnung, die Napoleon mit seinem kleinen Hute darstellte.

"Erzählt mir ein wenig davon, Meister Dohn. Ich kann doch nicht mehr schlafen."

"Das kann geschehen."

Er warf noch ein paar Schaufeln Erde auf den Weiler und machte auf der andern Seite mit dem Schürbaum Pöcher, um mehr Luft zu geben. Dann setzte er sich zu mir und begann, sein Pfeifchen schmauchend, folgende Erzählung.

"Ihr wißt, daß wir hier auf dem linken Rheinufer anno so und so viel zu Frankreich geschlagen wurden. Jetzt haben wir hier den Regierungsbezirk Trier, dazumal aber hieß es: Département de la Sarre. Wir waren anfangs stolz darauf, dem großen Frankreich anzugehören. Ein „Bürger der französischen Republik“, das klang freilich anders als „Untertan des Fürsten von Salm-Kyrburg.“ Dieser Spießbube von Salm-Kyrburg saß in Paris und verzehrte mit seinen Maitressen das Geld, das er uns armen Teufeln ausgespreßt hatte. Dafür haben ihm die Jakobiner den Kopf von dem fetten Hals gebauen. Ja, liebes Herrchen, das waren plästerliche Zeiten unter dem Salm-Kyrburg! Da sprachen die Räuber bei uns das große Wort, die Räuber,

die in unsern Wäldern einen guten Schlupf hatten, mit ihrem General Schinderhannes, den ich als Bub von neun Jahren mehrmals vor mir gesehen habe, wie ich Euch hier sehe. Zehn Nächte lang könnt ich Euch von ihm und seinen Spießgesellen erzählen: von dem Schwarzen Peter, der von Profession ein Köhler war wie ich; von dem schlauen Pferdodieb, dem Finl, den sie den Rotkopf nannten, weil er fuchsröte Haare auf seinem spitzem Kopf hatte, von dem lahmen Schuster Leiendecke, dem frommen Spielmann Benzel, der morgens in die Messe ging und in der Nacht in die Häuser einbrach, und von Fulchen Blasius, der guten Freundin des Schinderhannes. Aber jetzt haben wir es mit dem Krieg zu thun.

„Also, wie ich sagte, wir waren hier zu Lande gut französisch und blieben es auch noch eine Weile, als der Napoleon der Republik den Garaus machte und sich als Kaiser aufspielte. Damals war Ruhm das große Wort oder, wie die Franzosen sagen: Gloire. Gloire war unser Herrgott. Wir Deutschen vom Rhein, vom Nedar und drüber aus Bayern hatten unser gutes Teil an der gloire und thaten dick mit den Siegen, die mit deutschem Blut über unsere Landsleute drunten an der Donau und im Preußenland erfochten wurden. Ein Bruder von mir war mit bei Jena und kam als Stelzfuß zurück; ein anderer ist in Rußland elend zugrunde gegangen. Zuletzt war ich von drei Brüdern allein noch übrig. Dich holen sie nicht, sagte unser Schöffe, man nimmt dem kranken Vater nicht die einzige Stütze. Ja profit Mahlzeit! Auf einmal hieß es: auch der einzige Sohn muß mit. Der Napoleon hatte ein Gesetz gemacht, daß die Verheirateten nicht zur Fahne sollten. Flugs gab mir

mein Vater eine Frau, mir, einem Buben von zehn Jahren! Ja, da war ich wiederum geprügelt, sollten auch die Ehemänner und Väter wissen, liebes Herrchen, der Krieg hat einen Hunger; je mehr sie ihm Futter geben, desto mehr frisst er. Seitdem suchten wir auf den Weiler wegger, der die ganze Jugend auf die Schlachtfelder führte.

„Also ich hatte eine junge und auch hübsche Frau, die mir wohl gefiel, und es war nicht mehr weit davon, daß wir Kindtaufe halten sollten: da mußte ich in den Krieg, erst nach Spanien, dann nach Rußland. Wissen Sie, die Dohns sind alle lange Kerle, geben gute Soldaten; wir wachsen wie die Eichen im Wald auf und halten in jedem Wetter aus.“

Meister Dohn stand auf, um nach seinem Mahle zu sehen; dann trank er an der nahen Quelle und brachte mir auch in einem Topfe von dem Wasser, das einen frischen, säuerlichen Geschmack hatte. Meine Hüfte hatte er während seiner Erzählung mehrmals gekühlt, so daß bald der letzte Schmerz dahin schmolz, aber Schlaf wollte sich noch keiner einstellen. Da er alte mich noch munter sah, fuhr er, immer rauchend mit seiner Kriegsgeichte fort.

„Also in Spanien und Rußland war ich und wollte, ich hätte die Schuhe noch, die ich auf den zwei Campagnen abgelaufen habe. In Spanien habe es zu heiß, in Rußland zu kalt. Dort lag ich krank am Fieber, hier froh ich mir zwei Tage ab. Voilà!“

Er streifte einen Schuppen ab, um den Schaden zu zeigen.

„Wie es im dreizehn ging, Ihr besser wissen als wenn ich Euer Alter Cuern grauen Bart der ertrinkt, kam

Napoleon noch einmal übers Wasser; aber die Marcken holten sich überall Schläge, und der Kaiser mußte auf Leipzig marschieren, wo sie ihm den Laufpaß gaben.

„Oh es so weit kam, im Monat August, stand der Marschall Davoust mit 30000 Mann Franzosen, Deutschen und Dänen unten an der Elbe gegen General Walmoden im Felde, und ich war auch von der Partie. Obgleich sich dieser an Zahl mit seinen leichten Truppen; besonders die Lützower Freischar machte uns viel zu schaffen, und wir hatten einen großen Bohn auf sie. Ein Transport von etlichen achtzig Wagen mit Branntwein, Zwieback und andern Lebensmitteln ging damals auf Schwerin, einer Deckung von zirka neunzig Mann, die ein Bataillon gestellt hatte. Der lange Wagenzug durch einen Kieferwald; die Sonne brannte uns auf die Köpfe. Unsere Offiziere gingen wie trunken auf den Säulen. Von der Mannschaft lagen die einen auf den Wagen und schliefen gleichfalls. Ich schlief mit einem hunsrücker Landsmann namens Frey neben den Wagen her. Auf einem der Branntweinfässer saß ein Franzose und pffiff ein Stüdchen dem andern. Da sagte ich zu meinem Kameraden: Ja pfeift nur, ihr leichtsinnigen Franzosen! Wir wir hier überfallen werden, geschieht es uns schon recht.“



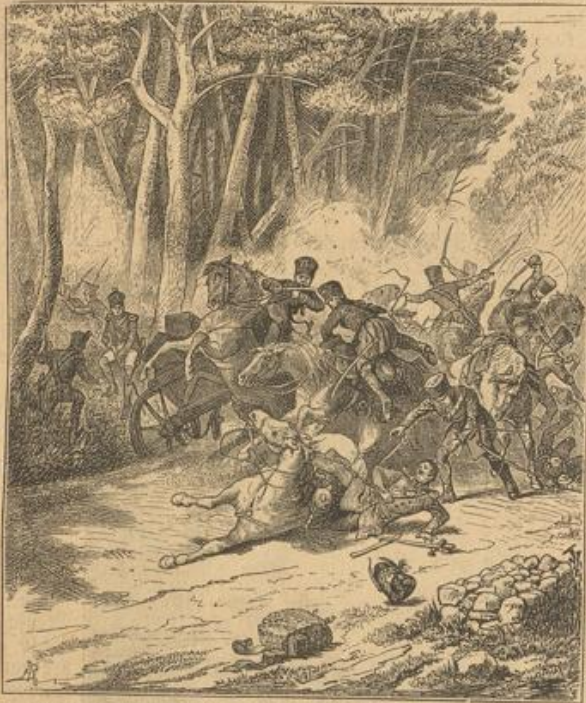
Der lange Wagenzug ging durch einen Kieferwald.

Kaum hatte ich dies Wort gesagt, so sprengte ein  
 wie Kosaken pleine carrière mit eingelegten Lanzen  
 wildem Hurrabgeschrei auf unsern Zug los.  
 roler Schützen fielen uns in die Flanken, und die  
 parzen Litower Jäger saßten uns im Rücken.  
 dies Volk hatte im Wald im Hinterhalt gelegen  
 war auf einmal, wie vom Himmel geschneit, da  
 Fuhrleute hieben wie  
 auf die Gänse, und  
 Wagen sausten dahin.  
 den Schläfern, die  
 froden abgesprungen  
 en, legten sich einige  
 Wehr; andere hingen  
 nachdem sie ihre  
 wehre abgeschossen,  
 fortgeworfen hatten,  
 zu Pferden an die  
 ihnen oder an die  
 wänze, um schneller  
 on zu kommen.  
 Als die Litower an-  
 ngten, war keine Aus-  
 t mehr, den Trans-  
 t davonzubringen; es  
 nur noch, unsere  
 t teuer zu verkaufen.  
 er Kapitän, den wir  
 en seines großen  
 nurbarts nicht an-  
 als La Monstache  
 en, schrie: Fordert  
 don und gebt Feuer,  
 n sie herankommen!  
 en schlechten Befehl  
 gten wir nicht, mein  
 nerad und ich, aber  
 thaten unsere Schul-  
 eit. Wir hatten einige  
 Deckung von einem  
 enbusch, hinter den

über den Schauffergaben weg, gesprungen waren,  
 feuerten zwei-, dreimal."  
 hier stockte der Alte in seiner Erzählung; er legte  
 die Pfeife, die noch nicht zu Ende geraucht war, bei  
 handte und seufzte schwer. Dann fuhr er fort, wie  
 t:

Auf einmal sprengt ein schöner junger Offizier in  
 schwarzen Uniform  
 Litower auf einem  
 immel daher. Ich  
 an und gebe Feuer.  
 liegt er mit seinem  
 al mitten auf der  
 e! Ich sehe deutlich,  
 dem sich der Rauch  
 ogen hat, wie das  
 Blut an dem weißen  
 s des Schimmels,  
 wütig um sich schlägt,  
 errielt. Der Reiter, dem einige Kameraden bei-  
 ngen, war von derselben Kugel getroffen und zuckte  
 t mehr. Andere Litower strömten herbei und  
 ten unter heftigen Verwünschungen das Gebüsch ab.  
 s mußte über die Klinge springen; nur Frank  
 ich erhielten als Deutsche Pardon und wurden  
 ngen hinweggeführt.  
 Darnach kam die große Völkerschlacht von Leipzig,

und die Franzosen wiesen Deutschland den Buckel auf  
 Nimmerwiedersehen. Die linksrheinischen Deutschen,  
 die unter Frankreich gedient hatten, wurden nun ins  
 preussische Heer gesteckt, und ich marschierte unter  
 Blücher in Frankreich hinein, mit dem leinenen Brot-  
 beutel an der Seite, wie ihn die Preußen damals  
 trugen mit dem gestäubten Apler auf dem Szako.



Da liegt er mit seinem Gaul mitten auf der Straße. Andere Litower strömten herbei.

Wir waren erst noch  
 halbe Franzosen und  
 nannten den Brotbeutel  
 spottweise den Bettelsack  
 und den Adler den preu-  
 sischen Kuckuck. Aber  
 das kam bald anders.  
 Der alte Marschall Bor-  
 wärts mit seinem weißen  
 Schnauzbart war uns  
 bald lieber als der finstere  
 Napoleon. Gottlob  
 wir Deutschen waren  
 wirklich deutsch gewor-  
 den; dies Wort war zu  
 Ehren gekommen. Wenn  
 wir Abends im Quartier  
 lagen, oder auch auf dem  
 Marsche, sangen wir:  
 „Das Volk steht auf,  
 der Sturm bricht los.“  
 „Litow's wilde Jagd“,  
 am liebsten aber: „Du  
 Schwert an meiner  
 Finken“. Die Welt hatte  
 sich umgekehrt: wir, die  
 wir uns mit den Litowern  
 herum geschossen hatten,  
 sangen nun ihre Lieder.“

„Was anno vierzehn  
 und fünfzehn geschehen,  
 habt Ihr selbst erlebt.  
 Wir rückten in Paris  
 ein, und der Kaiser von  
 Frankreich erhielt die Insel Elba als Cachat ange-  
 wiesen. Er brannte durch und zog wieder den Säbel:  
 da setzten wir ihn ins weite Meer hinaus. Ich hab'  
 auch mein Teil daran: ich war mit bei Waterloo.  
 Auf der heißen Insel bei Afrika ist er von dem Gift,  
 das in ihm war, verzehrt worden und in noch kräftigen  
 Jahren jämmerlich gestorben. Ich fehrte mit ehrenvollem  
 Abschied nach Hause zu-  
 rüd und nahm wieder,  
 statt des Schießprügels,  
 den Schürbaum in die  
 Hand.“



Der alte Marschall Borwärt's war und bald lieber als der finstere Napoleon.

selig hat mir zehn Kinder geboren. Wißt, liebes  
 Herrchen, wenn man, wie wir beide, mit neunzehn und  
 achtzehn Jahren anfängt, kann man's weit bringen.  
 Unter den zehn waren neun Buben — alles lange  
 Kerle wie die Heubäume. In den Kriegsjahren, sage  
 die Hebamme, giebt es mehr Manns- als Weibskente.  
 Zwei davon sind am Nervenfieber, das damals wie  
 eine Pest von Haus zu Haus ging, gestorben, bleiben

noch achte, von denen ich dreißig Enkel und bis jetzt sechzehn Urenkel bekam, die teils auf dem Hunsrück, teils in Amerika ihr Brot gefunden haben. Nicht wahr, das ist ein ganzes Volk zusammen? Davon haben viele gedient, aber Pulver haben sie nur auf dem Schießplat und auf den Mandavern gerochen, die zwei Vuben des Konrad da drinnen ausgenommen. Seine zwei ältesten, der Philipp und der Fritz, haben, wie ich Euch, glaub' ich, schon sagte, den letzten Feldzug gegen Frankreich in der Garde mitgemacht und den Franzosen noch besser den Bannus ausgelopft, als wir anno dreizehn und fünfzehn. Von meinen Nachkommen, so weit sie in der Heimat und am Leben geblieben sind, brennen alle Kohlen oder sind Holzbauer bis auf Einen, der Tabak spinnt, und Einer, der leider Gottes Schneider ist."

IV.

Theodor Körner.

Der Alte steckte wieder seine Pfeife in Brand, rauchte aber nicht und starrte, einen schreien Schweizer ausstoßend, in den Wald hinaus, dessen nächste Bäume von dem Meiler phantastisch beleuchtet waren. Ich konnte nicht umhin zu fragen, ob ihn ein Kummer drückte.

"Gott seis geklagt, ja!" erwiderte er, ein schwerer Kummer, den ich wohl nicht verwinden werde, so lang ich lebe. Seht, liebes Herrchen, wenn mein Kohlenhaufe bei stillem Wetter ruhig brennt, hab' ich freie Zeit genug. Da häng' ich denn in stillen Nächten meinen Gedanken nach und lasse, was mir in meinem langen, unruhigen Leben widerfahren ist, Stück für Stück die Revue passieren. Bei Tag, wenn ich nicht schlafe, les' ich auch Bücher, worin die Kriege, die ich mitgemacht habe, genau beschrieben sind. Mit der Brille, die ich vorhin gebraucht habe, kann ich ganz gut lesen. Da ist aber eins, was mich quält. Es ist keine Missethat, nichts Kriminelles, aber es liegt mir schwer auf der Seele.



Wenn ich da im stillen dunkeln Walde sitze und der Dunst des Kohlenhaufens steigt wie ein roter Nebel vor mir auf, dann seh' ich manchmal den Theodor Körner auf seinem Schimmel daraus aufsteigen.

"Ich errate, was Ihr meint, Alter. Der schwarze Reiter auf dem weißen Pferde, der mit dem Schimmel zugleich in dem mecklenburgischen Walde von Eurer Kugel gefallen ist, es war Theodor Körner, der Dichter und Held."

"So ist's, ja so ist's. Ich habe eine genaue Beschreibung von seinem Tode gelesen, und ein ehemaliger Püsgower, der über dem Rhein an der Bergstraße wohnt, hat mir alles genau bestätigt. Ich habe, um ihn zu befragen, den weiten Weg dahin teils auf meinen achtzigjährigen Peinen, teils neu-modisch auf der Eisenbahn gemacht. Es ist nur allzu sicher, Herr. Kein anderer von den schwarzen Reitern hatte einen Schimmel. Ah, der Köhlermeister Dohm, habe den Theodor Körner, den Dichter und Helden, wie Ihr sagt, am 26. August, d. h. am Tage der Schlacht bei Katzbach, wie ein Stück Wild niedergeschossen; von einer deutschen Kugel ist der deutsche Mann gefallen!"

"Das ist freilich sehr schmerzlich für Euch, Meister Dohm, und die traurige Zerrissenheit des damaligen Deutschlands kann uns nicht besser vor Augen gestellt

werden, als durch dies unglückliche Zusammentreffen. Aber Niemand darf und kann Euch darum einen Vorwurf machen, guter Alter. Ihr thabet einfach E Pflicht, indem Ihr dem Feinde, der Euch ganz unbekannt war, die Kugel sandtet."

"So viele Kugeln treffen nicht, und gerade in das edelste Herz schlagen! Sie ließ nicht von dem Halse des Pferdes aufhalten, sondern bohrte sich durch. Der böie Feind führte mir die Hand, als ich zielte. Ich mußte ihn treffen, ich mußte ihn töten. Er hätte gewiß noch viele herrliche Tieder gemacht, die das Herz erfreuen, den Mut erwecken und die zum Vaterland warm halten. Wenn die Nacht dort im Busch sich hören läßt, nicht wahr, lieber Herr, dann hören Sie mit Vergnügen zu? Kommt mir ein böier Vube und wirft sie mit einem Stein auf Ast, nicht wahr, dann sagt Ihr: das ist niederträchtig! Solch einen Vuben sollte man hauen, daß es ihm schmerzt vor den Augen wird. In dem Buche, das ich geschrieben habe, war der Körner die deutsche Nachtigall genannt. Ah bien, dieser böie Vub', dieser niederträchtige Mensch bin ich; doch ich habe den Stein aufgehoben, der die deutsche Nachtigall schmettert hat."

Ihr seid ein Grillenfang, Meister Dohm."

"Da kommt noch Eins hinzu. Es ist in der Gegend durch meine Schuld und durch die Püsgowers von der Bergstraße bekannt geworden, daß ich den Körner geliefert habe. Ich kommen nun die neugierigen Menschen von weit her in den Wald zu mir, um den Wunden der deutschen Nachtigall zu sehen. Sie beguden mich wie ein Wunderthier und forschten mich aus, wie mir dieser Sitz hier manchen wie eine Armenfünderbank gekommen. Wenn sie doch wüßten, daß mir jede Frage ein Stuch ins Herz ist! Euch Herr hab' ich mich offenbart, weil mich nicht ausgeforscht habt; es mir eine Erleichterung war, in der stillen Nacht vor Euch zu beichten."

"Man beichtet mir, wenn man etwas verborgen hat. Wirklich, guter Dohm, Ihr quält Euch gar unnötiger Weise."

"Ich quäle mich, sagt Ihr? Ja, das thü' ich ein guter Dohm bin ich ganz und gar nicht. In den Tagen, sehen Sie, kann ich ganz wohlgenut, ja glücklich munter sein; aber die Nacht ist mein Feind. Ich da im stillen, dunklen Walde sitze, und der Dunst des Kohlenhaufens steigt wie ein roter Nebel vor mir auf, dann seh' ich manchmal den Theodor Körner auf seinem Schimmel daraus aufsteigen. Er schmettert auf und ab und deutet auf sein Herz, das meine Kugel zerschmettert hat! Kein erschlug seinen Bruder, ruft er mir zu, und du hast deinen deutschen Vub' Körner erschlagen!"

"Das sind böie Träume, Dohm, wie sie die Menschen und der wilde Wald gebären, wenn das Herz unruhig ist."

"Mein Enkel, der Konrad, sagt, ich werde

hintersinnen. Aber kann ich meine Gedanken vor  
 Thür werfen? Erst wann der Tag kommt, laufen  
 Gespenster davon. Einmal hat mir der Konrad  
 n Pfarrer über den Hals  
 schickt; der sollte mir „den  
 eufel austreiben.“ Der gute  
 er auf seinen wackeligen sieben-  
 jährigen Beinen ist hier im  
 bald bei mir gewesen. Aber  
 hat mir das Gewissen nicht  
 leichtert; er hat nichts Anderes  
 rgebracht, als was alle die  
 öfter sagen. Mir kann Nie-  
 and helfen als der Tod, und  
 wird nicht lange mehr auf  
 warten lassen. Wenn ich  
 n Körner drüben treffe, will  
 ihm sagen: Verzeiht mir!  
 ist nicht gern geschehen.“

Aber solchen Gesprächen kam  
 Morgen heran und tauchte  
 Wipfel der sanftbewegten  
 äume in roten Schimmer; da-  
 gen erbläute der Feuerchein  
 Meilers. Die erwachenden  
 gelein begannen ein liebliches  
 unger; dazwischen hämmerte  
 Specht auf einer alten Eiche.

Aus dem nahen Dorfe hörte man die Glocken.  
 „Es ist heute Sonntag,“ sagte der Alte, die rauhen  
 inde faltend. „Ich kann nicht in die Kirche; aber  
 ott nimmt auch das  
 ebet des Köhlers, der  
 diesem grünen Tempel  
 ne Andacht verrichtet,  
 äbig an.“ Jetzt kamen  
 ch Konrad und Mar-  
 n aus der Hütte und  
 ten freundlich guten  
 Morgen. Alle drei  
 ischen sich in der nahen  
 uelle und legten dann  
 der Hütte frische Hem-  
 n an. Der Junge hochte  
 ilch, ein Sonntags-  
 en, und schnitt vor-  
 sliches Brot hinein.  
 fand sich auch ein  
 chlöffel für mich, und  
 rafen gemeinschaftlich  
 Suppe als Frühstück  
 s der Schüssel.

Darnach sollte sich der  
 te zum Schlafe nieder-  
 en, und ich schickte mich  
 unter Martins  
 gleitung den Rückweg  
 zutreten. Da erschallte  
 fern ein Schrei, wie  
 einem Raubvogel.  
 „Das ist der Philipp!“  
 en die drei Köhler  
 idigerregt. Der Schrei  
 derholte sich aus  
 herer Nähe. Es war  
 lich Philipp, Mar-  
 s älterer Bruder, der aus dem Feldzug heimkehrte.  
 stättlicher Uniform, mit der Borte des Unteroffiziers

am Kragen, das eiserne Kreuz auf der Brust kam er,  
 von seiner Mutter und einer Schwester begleitet, als  
 ein schmucker Kriegsmann daher. Herzliche Handschläge



Herzliche Handschläge wurden getauscht und das Ehrenzeichen bewundert.

wurden getauscht und das Ehren-  
 zeichen bewundert. In seinen  
 frischweissen Handschuhen sah er  
 wirklich unendlich sauber unter  
 diesen Köhlern aus.

„Ohne den Habichtsruf hätt'  
 ich dich nicht wiedererkannt,“  
 sagte Martin lachend. „Dein  
 Gesicht ist Dir ja zugewachsen  
 mit dem Kapuzinerbart.“

Inmitten des Jubels standen  
 die Mutter und Schwester zur  
 Seite und weinten.

„Na, was greint Ihr so?“  
 fragte Konrad.

„Schilt nicht, lieber Vater!“  
 nahm der Unteroffizier das Wort.

„Ich freilich komme frisch und  
 gesund aus dem Feldzug; aber  
 einen andern werdet Ihr nicht  
 wiedersehn.“

„Red'st du von meinem  
 Frig?“ rief der Alte er-  
 schrocken. „Ist er im Spital  
 gestorben? Ja, er ist tot, tot!“  
 sich das Gesicht mit der Schürze

Die Mutter bedeckte  
 und schluchzte laut.

„Ich habe meinen Weg hierher,“ sagte Philipp, „mit



Man fand ihn eines Morgens tot vor dem Meiler, den er in der Nacht besorgt hatte.

einer kleinen Verän-  
 derung meiner Marsch-  
 route über Karlsruhe  
 genommen, um nach dem  
 schwer blebrierten Bruder  
 zu sehen. An geschickten  
 Ärzten und gewissen-  
 haften Wärterinnen  
 fehlte es dort nicht. Statt  
 des Doktors traf ich den  
 Pfarrer an seinem Bett:  
 da wußt' ich, was die  
 Glocke geschlagen hatte.  
 Er kannte mich noch und  
 trug mir Grüße an Euch  
 alle auf, besonders an  
 den Urgroßvater. Als  
 er dies bestellt hatte,  
 wandte er sich plötzlich  
 nach der Wand und ver-  
 schied in meinem Arm.“

Der Unteroffizier  
 machte eine Pause, weil  
 er sich nicht weid zeigen  
 wollte, und fuhr dann  
 fort:

„Ich hab' ihn auch  
 begleitet, als ihn die  
 Kameraden mit zwei  
 andern auf dem Gottes-  
 acker hinter Karlsruhe,  
 wo ein besonderes Feld  
 für die Soldaten her-  
 gerichtet war, begruben.  
 Nachdem sie ihm mit  
 einem Schuß über das Grab  
 den richtigen Abschied  
 gegeben hatten, machte ich mich auf den Weg hierher



und bin nur froh, Euch alle in guter Gesundheit getroffen zu haben."

Martin, der Knabe, stimmte in die laute Klage der Weiber um den verstorbenen Bruder ein; Konrad der Vater stand ernst und schweigsam. Der Alte zerdrückte eine Thräne im Auge und sagte: "Frisz, mein Herzblatt, leb' wohl! bald sehen wir uns wieder!"

Und zu mir gewendet, setzte er nach einer Weile in feierlichem Ton hinzu: "Ich habe vor Zeiten dort im Walde bei Gadebusch ein kostbares Blut vergossen; ein anderes kostbares Blut, mein Friz, ist nun als Opfer dafür gestossen. Eine zentnerschwere Last fällt von meinem Herzen."

Der Greis stand mit im Gebet emporgestreckten Händen, die Augen zum Himmel erhoben, welcher sich blau über den Kronen der mächtigen Bäume wölbte. "Indem Du mich geschlagen, mein Gott," rief er, "hast Du mich aufgerichtet. Ich danke Dir, mein Gott!"

Wir standen gerührt umher. Von Neuem vernahm man vom Dorfe her den heiligen Ruf der Gloden.

**Nachwort.**

Ich habe einige Jahre später eine Gelegenheit benützt, um über die weiteren Schicksale des alten Köhlermeisters Erkundigungen einzuziehen. Der Verlust seines Urenkels Friz galt ihm fortan in der That als Sühne für Körners Tod und er lebte von auflodenden Gedanken befreit, bis an sein nicht mehr fernes Ende. Ein Jahr nach dem oben erzählten Zusammentreffen mit mir fand man ihn eines Morgens tot auf der Rasenbank vor dem Meiler, den er in der Nacht besorgt hatte.

**Ein Moloch!**



Der Moloch war ein Göze, einst in hohem Ansehen bei den alten Ammonitern, ein Fratzenbild in Menschengestalt, einen Stierkopf auf den Schultern und auf dem Stierkopfe eine Krone, — ein gebeizter Ofen von Erz, der seine glühenden Arme ausstreckte um Opfer zu empfangen, die ihm denn auch die frommen „Kinder Ammon“ auf Gebot ihrer Priester darbrachten: lebendige Menschenleiber, die auf den glühenden Armen des Scheufals geröstet wurden, auf daß der Dufst von gebratenem Menschenfleisch die Nase des schenkelpfiffigen Gottes kitzle.

Ähnlich wie diese kannibalische Fraze gab es andere menschenfressende Götzen: darunter der schrecklichste von allen, der seinen Kollegen, den Moloch der Ammoniter an Gefräßigkeit noch weit übertraf, der Scheiterhaufen, in dessen Flammen auf Geheiß der sogenannten „christlicher“ Priester lebendige Menschen gebraten wurden, zur höheren Ehre eines Götzen, dem damals die Priester ihren Gott nannten.

Aber selbst diese beiden gefräßigen Scheufale, was sonst noch die verkommenste Phantasie der Priesterverrücktheit jemals wahnsinniges ausgetrommet, die Selbstverbrennung der indischen Witwen, die freiwillige Gerädertwerden unter dem Wagen Gottes Dschagernaut, die Fütterung heiliger Krieger mit lebendigen Menschen, — nichts ist so unheimlich und schaudervoll, daß es nicht auf gleicher Stufe steht mit einem Götzen, dem wir heute noch huldigen, dem wir heute noch anbeten:

**Das Duell!**

dieser Moloch der „Ehre“, und insbesondere „dieser Moloch der sogen. militärischen Ehre“. Auch diesem kannibalischen Moloch werden noch jährlich lebendige Menschen in die glühenden Arme geworfen.

Die wahre Ehre soll sein ein Fels von Erz, welchem der bössartige Angreifer allenfalls seinen Schädel einrennen, den er aber nicht erschüttern kann. Die echte Ehre kann nur verletzt werden durch den Mann selbst, indem er unehrenhafte Handlungen begeht, und vor brutalen Angriffen ist der Ehrenmann geschützt durch die Gesetze. Die falsche Ehre ist wie ein ausgeblasenes Ei, jeder Lotterbube kann die dünne Schale verletzen oder zerbrechen, und die Eierchalen-Ehre ist der Moloch unserer heutigen Civilisation, der frakenhafte Göze, dem heute noch Menschenopfer gebracht werden. —

Hauptmann Emmerich in Würzburg umarmte eines Morgens seine junge Gattin und küßte ein kleines Kind, und eine Stunde nachher legte er den Leichnam ihres Gatten, mit durchschossenen Schläfen, zu den Füßen der verzweifelnden Witwe nieder.

Ein Pistolenduell auf fünf Schritte Entfernung — ein Mord!

Und die Veranlassung?

Eine Ehrfrage, die der heißblütige Hauptmann dem Studenten Dauth gegeben, von dem er glaubte, er habe seine Frau frech angesehen.

Eine schwere Beleidigung, aber — sie war kein Verbrechen, das Gesetz zu sühnen.

Die „studentische Ehre“ aber verlangte, daß Dauth seinen Beleidiger fordere und ein Ehrengefecht der Offiziere hatte es, nach den Gesetzen der militärischen Ehre, für geboten erachtet, daß der unglückliche Hauptmann sich vor die Mündung einer Pistole stelle um, — zur Wahrung seiner Ehre, — tot zu schießen oder totgeschossen zu werden.

Der Hauptmann kam gar nicht zum Schusse und eine Kugel seines Gegners zerschmetterte ihm den Kopf. Hätte dieser in die Luft geschossen, so wäre die Ehre auch befriedigt gewesen. So aber konnte „die Ehre“ nicht zufriedener sein, denn die Opfer, die ihr gebracht wurden, sind: Ein toter Mann, ein unglücklicher Familienvater, ein Mörder mit dem Mains-Zeichen an der Brust und eine verzweifelte Familie! —

Und nun noch ein weiteres Opfer: — In Köln wurde ein Landwehroffizier aus...